

gimentern in die Stadt, während die bisherige Einquartierung ausrückte. Schon anfangs bemerkte man in dieser Veränderung einen gar großen Unterschied, und der neue Befehlhaber machte kein Geheimniß daraus, daß die freie Reichstadt nach kurzer Zeit völlig an Frankreich fallen werde. Uebrigens zeigte er sich finster und streng in allen Dingen. Die überhäufte Einquartierung drückte die Bürger schwer den ganzen Winter hindurch. Der als Vater tief gebeugte Bürgermeister übte auch im Schmerze seine Pflicht, half, wo er irgend helfen konnte, und bat mit den übrigen Rathmännern sehr oft bei dem Intendanten für die Einwohner. Das Alles war vergebens. Im Monate Februar ließ der Intendant auf königlichen Befehl die Stadtmauern abbrechen, wobei alle Bürger mit arbeiten mußten. Wer sich weigerte, wurde mit Schlägen angetrieben, und die Soldaten fingen an, sich Härte und Rohheit zu erlauben. Sie durchsuchten alle Häuser und Scheunen, und die Vorräthe von Korn, Hafer und Heu wurden weggenommen. Der Rath begab sich zu dem Intendanten und zeigte den Schutzbrief vor mit der königlichen Unterschrift. Der Intendant aber legte dem Rathe den neuen königlichen Befehl vor, in welchem gesagt wurde, daß den Bürgern mit größter Strenge begegnet werden sollte, um sie auf diese Weise zu nöthigen, Speier zu verlassen und sich in die nächsten französischen Provinzen zu begeben, wo sie geschützt und sicher leben könnten. Zugleich gab er dem Bürgermeister den Auftrag, diesen Befehl seinen Bürgern und allen Einwohnern von Speier bekannt zu machen, mit der Versicherung, daß Jeder, der sich zur Auswanderung entschließen werde, sein bewegliches Vermögen ungefränkt mit sich nehmen dürfe. Der Bürgermeister senkte sein Haupt und so wie er verließen auch die übrigen Rathherren den Intendanten mit schwerem Herzen.

In den Abendstunden desselben Tages ließ der Bürgermeister die Einwohner, als sie von ihrer Arbeit zurückkamen, auf dem Markte sich versammeln. Er machte sie bekannt mit Allem, was der Intendant ihm gesagt und vorgezeigt hatte. Ein lautes Murren erhob sich in der Menge, als sie den königlichen Befehl vernahmen. Der Bürgermeister aber stellte die Ruhe sogleich wieder her, indem er schilderte, daß hier gegen die Uebermacht nichts zu thun sey und Jeder sich in Gefahr stürzen würde durch irgend eine Gewaltthätigkeit. Dann herrschte eine lautlose Stille und der Bürgermeister schloß mit den Worten; Ueber-

legt es Euch also, was Ihr thun wollt, — was ich thun werde, ist bestimmt, — ich bleibe! Niemals werde ich unsere freie Stadt verlassen, — rief er laut und begeistert — und sollte ich erliegen unter der Last des Krieges! — Hier, wo unsere Wiege stand, hier, wo die Freiheit uns blüdete von Jugend auf, hier, wo wir glücklich waren, hier, wo wir jammerten und weinten, hier, wo unsere Väter und Mütter schlafen, — hier wollen wir bleiben! hier wollen auch wir schlafen in unseren Särgen!

Ja, wir bleiben! wir bleiben! — antwortete feierlich die Menge — Wir verlassen unsere freie Stadt nicht!

Darauf gingen die Einwohner ruhig in ihre Häuser, aber schon am nächsten Tage ließ der Intendant noch größere Strenge fühlen als vorher. Alle Klagen, alle Bitten, alle Vorstellungen wies er mit der Ermahnung ab, daß sie die deutsche Erde verlassen und sich auf französischen Boden begeben möchten. In dieser Zeit saß Heinrich ununterbrochen bei Margarethen, denn der Bürgermeister hatte ihn mit vieler Mühe und Noth losgemacht von der Arbeit, welche die übrigen Bürger im Niederreißen der Stadtmauern täglich fortsetzen mußten. Margarethen's Zustand war weder besser noch schlimmer geworden, und Heinrich's Herz schlug treu und warm wie früher. Die seligsten Augenblicke kamen ihm, wenn die Kranke schlief. Da faltete er seine Hände, schlich leise an das Bette, bengte sich nieder, überglühete die Theuere mit tausend Küssen und Thränen stürzten ihm dabei aus den Augen. Zuweilen besuchte ihn der alte Glöckner und prophezeihete noch größere Noth. Auch wurde dann gewöhnlich mit wenigen Worten des Strickreiters gedacht. Denn die Zeit war jetzt zu ernst und schwer, als daß sie noch viele andere Gespräche hätte aufkommen lassen können, welche sich nicht auf die Drangsale der Stadt bezogen. Uebrigens hatte man von dem Strickreiter nichts wieder gesehen und gehört. Die Soldaten, welche der General an jenem Abende in den Wald schickte, waren am andern Tage zurückgekehrt, ohne eine Spur der Bande aufgefunden zu haben. Erdmann haufte demnach mit seinen Kameraden wahrscheinlich in der Ferne. Heinrich suchte jedes Gespräch über ihn mit dem Bürgermeister zu vermeiden, weil dieser jedesmal trauriger wurde als er es ohnedies schon war, nicht allein durch das häusliche Unglück, sondern auch durch die Noth in der Stadt, deren er sich annahm treu und gewissenhaft, so weit seine Umstände es erlaubten.